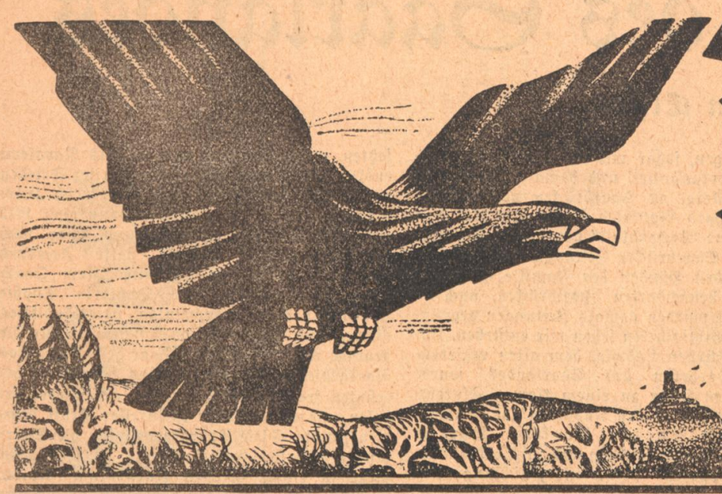
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

18 (6.5.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 18 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 6. Mai 1934

Weltanschauung und Religion

Der Nationalsozialismus hat als Weltanschauung Millionen Deutsche zutiefst erfaßt und sogar von innen her gewandelt.

Die unleugbare geistig-seelische Tatsache hat schon gleich vom Anfang seines Aufkommens an Kräfte der objektiven Religionen, der Konfessionen, auf den Plan gerufen, um zumindest gleich so oder so zu ihm Stellung zu nehmen.

Weil aber diese politische, d. h. wirklichkeitsmächtige Weltanschauung des Nationalsozialismus ungeheure Energien neuen inneren Lebens erweckte und bewegte und ganz und gar seine alles überwindende Kraft im Glauben und Vertrauen des Volkes offenbarte, kamen viele auf den irrigen Gedanken, zur Abwehr gegen den Nationalsozialismus diesen seiner seelisch-geistigen Energien wegen eine Religion zu heißen. Gerade von seiten ganz orthodox-konfessioneller Kreise machte sich eine ganz übertriebene Nervosität bemerkbar, als ob nun das gewohnte religiöse Lehr- und Kultgut gefährdet sei.

In seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" schreibt Houston Stewart Chamberlain über „die zwei Wege", Weltanschauung und Religion u. a.:

„Wenn ich einerseits die Volksindividualitäten sinnend betrachte, andererseits hervorragende Männer an meinem Auge vorüberziehen lasse, so entdecke ich eine ganze Reihe von Beziehungen zwischen Weltanschauung und Religion, welche sie mir als innig organisch verbunden zeigen: wo die eine fehlt, fehlt die andere, wo die eine kräftig blüht, blüht die andere; ein tiefreligiöser Mann ist ein wahrer Philosoph (im lebendigen, volksmäßigen Sinne des Wortes), und die auserlesenen Geister, die sich zu umfassenden, klaren Weltanschauungen erheben — ein Roger Bacon, ein Leonardo, ein Bruno, ein Kant, ein Goethe — sind freilich selten kirchlich fromm, doch immer auffallend religiöse Naturen.

Wir sehen also, daß sich Weltanschauung und Religion einerseits fördern, andererseits sich gegenseitig ersetzen und ergänzen."

Wir jetzt lebenden Deutschen sind alle Zeugen dafür, wie recht Chamberlain damals hatte.

Die gewaltige religiöse Sehnsucht und allenthalben ein Streben nach religiöser Vertiefung und weltanschaulicher Klarheit unserer Tage ist dem Siege des Nationalsozialismus in Deutschland zu verdanken.

Nichts und niemand hat es fertiggebracht, den seichten Humanitätsgedanken der französischen Revolution und den selbstgenügsamen Materialismus des religiös neutralen Bildungsbürgertums zu überwinden oder auch nur einzudämmen, außer dem Nationalsozialismus.

Sein tief sittlicher, kämpferischer Kern hat die z. T. vollkommen erstarrten und verschütteten religiösen Kräfte wieder freigemacht, hat ganz entscheidend ein tief- und weitreichendes Bedürfnis nach religiöser und weltanschaulicher Gebundenheit erst wieder hervorgebracht.

Wie kommt es aber, daß in Kreisen der christlichen Konfessionen diese Tatsache nicht nur nicht mit Freude und Dankbarkeit begrüßt, sondern sogar bekämpft wird?

Sind diese Kreise für den unermeßlichen seelischen, sittlichen und geistigen Aufbruch und seine religiöse Persönlichkeitswertesteigerung wirklich so blind und taub, daß sie nur immer den Blick auf nebensächliche, unerfreuliche Begleiterscheinungen lenken zu müssen glauben?

Ihnen sei's gesagt, zwischen Weltanschauung und Religion kann ein Gegensatz sein, der unüberbrückbar ist, wenn nämlich diese Weltanschauung Gott leugnet und die Religion verspottet. Wir hätten uns z. B. vorstellen können, daß die christlichen Konfessionen einen fanatischen Glaubenskrieg gegen den Gesamtmarxismus als ihren grimmigsten Gegner entfacht und durchgeführt hätten.

Es ist aber inzwischen geschichtliche Tatsache geworden, daß diesen tiefreligiösen Entscheidungskampf gegen den atheistischen Marxismus die nationalsozialistische Bewegung mit einer klar herausgestellten Weltanschauung allein siegreich geführt hat.

Somit hat sich diese Weltanschauung auch in religiösem Sinne gesehen vor Gott und Welt bewährt.

Alle Eifersüchteleien müssen fortan dem edlen freundschaftlichen Wettstreit weichen, der um die geistig-seelische Erhebung und ethische Erziehung der Völker eingesetzt hat.

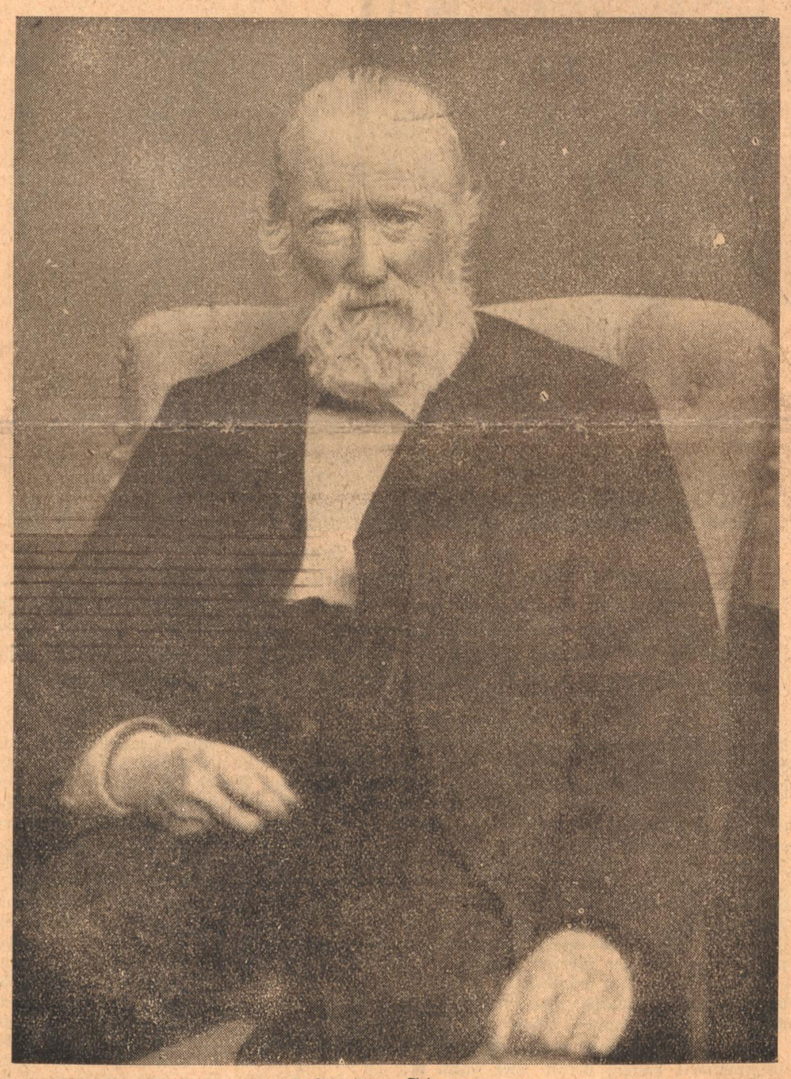
Religion heißt: Rückverbundenheit mit den ewigen Mächten.

Gerade die Träger der nationalsozialistischen Weltanschauung werden es immer als ihr vornehmstes Kampfziel betrachten, daß diese Rückverbundenheit jedes Menschen frei gewährleistet bleibt und niemals durch teils egoistische Quertreibereien und enttäuschende Parolen gestört wird. Religion und nationalsozialistische Weltanschauung schließen sich nicht nur nicht aus, im Gegenteil:

in dieser Weltstunde, in der das Pendel der Geschichte über dem Norden steht zu neuer völkerbefreiender Tat treibend,

sind beide erforderlich und werden sich auch mehr gegenseitig helfen und ergänzen müssen.

Karl Neuscheler.



Theodor Storm
der bekannte norddeutsche Dichter.

Wille und Seele

Das Leben ist nie etwas, es ist nur die Gelegenheit zu einem Etwas.
Friedrich Hebbel

*

Wer will, ist still. Nur wem heimlich vorm Ernste graut, will überlaut.
Stammler

*

Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß.
Joh. Wolfgang Goethe

*

Nur die Taten kommen der Seele zugute, die man tut, weil man muß.
Ricarda Huch

*

Ich hasse die Leute, die nichts bewundern, denn ich habe mein Leben damit hingebracht, alles zu bewundern.
Joh. Wolfgang Goethe

*

In den großen Krisen des Lebens muß man immer zuerst wagen; dann kommt das Können und zuletzt das Sehen, daß es das Richtige war.
Hilty

Aus dem Inhalt:

Hans Martin Elster: Kunst und Dichtung des Saarlandes.
Walter Persich: Junge Menschen in dieser Zeit.
Julia Soedelius: Die Beichte.
Hanspeter Moll: Vom Steinbeil zum Fahrrad.
A. v. Lettow-Vorbeck: Zwei alte Quellheiligtümer in Baden.
Anselm Schmitt: Alte badische Hausinschriften.
Alex Büttner: Schatzgräber in der Heide.

Kunst und Dichtung des Saarlandes

Von Hanns Martin Elster

Der Deutsche muß immer erst durch schwere Schicksale auf den Reichtum und die Unerschöpflichkeit seines Volkstums, seiner Stämme und seiner Heimatgebiete hingewiesen werden. Vor dem Kriege dachte kein Deutscher daran, sich im besonderen um das Saarland und seine Bewohner zu bemühen. Es war wohl allgemeiner deutscher Wissensbesitz, daß dort weit im Westen — an der Saar — die Berg- und Eisenwerke den Industriereichtum Deutschlands ständig vermehren, aber daß dort auch ein besonderer Menschenschlag wohnt und seit Jahrhunderten schon einen zähen, ernsten Kampf für das Deutschtum gegen die andringenden Franzosen, gegen die niemals abreißenden Versuche zur Verwelschung führen, war niemandem zum Bewußtsein gekommen. Das Schicksal, welches das traurige Ende des Weltkrieges dem Saarlande im besonderen bereitet und dieses urdeutsche Gebiet auf Jahre hinaus bis 1935 einer internationalen Kommission ausgeliefert hat, führte dazu, daß ganz Deutschland seine Blicke auf diese Front des ewigen Krieges um die Behauptung des Lebensraumes unseres Volkstums richtete. Heute gibt es wohl keinen Deutschen mehr, der nicht weiß, daß das Saargebiet ursprünglich deutsches Land ist und, soweit wir geschichtlich zurückschauen können, immer zur deutschen Art und Kultur, Rasse und Eigenart gehört.

Der beste Beweis für die Zugehörigkeit eines Volksteils wird ja immer von der Sprache geliefert. Im Saargebiet war, wie die Mundart anschaulich macht, das Deutsche immer die Grund- und Volkssprache. Zum Stamme der Franken gehören die Saarländer, und die Franken sind germanischen Geblüts. Im nördlichen Teil rechnet man die Saarländer zu den Moselfranken, im südlichen zu den Rheinfranken. Die Trennungslinie liegt etwa zwischen Saarbrücken—Saarlouis und Ottweiler—St. Wendel. Das Moselfränkische wird sogar auch von dem Niederdeutschen her beeinflußt, während im Rheinfränkischen das Pfälzische sich bemerkbar macht. Da es sich aber bei dem Saargebiet um ein ausgesprochenes Grenzland, das unmittelbar an die französische Sprache und das französische Volkstum heranreicht, handelt, ist es ganz selbstverständlich, daß bei dem ständigen Grenzverkehr der Bevölkerung untereinander auch manche Gallizismen und manche Uebernahme aus der französischen Sprache vorkommen. „Immerhin bleibt der Fremdbestand der Saarländer" sagt Dr. E. Reinhard in seiner Literaturgeschichte des Saargebiets (Saarbrücker Druckerei- und Verlags-AG., Saarbrücken) „doch weit hinter dem zurück, was das Elsässische oder gar das Lothringische im Laufe der Zeit in sich aufgenommen haben." Der Saarländer spricht eben uralates wesenhaftes Deutsch, wie auch schon die Fülle der alten deutschen Wörter beweist, die bei ihm ständig noch im Gebrauch sind, und [illegible] allen Dingen auch beweist, daß [illegible] dem Hochdeutschen schon immer die saarländische Mundart sich erhielt, also die eigentliche Volkssprache deutsch ist.

Man muß diese Erhaltung der urdeutschen Sprache bei dem Saarländer hoch einschätzen, weil das Saargebiet schon seit der Antike ständig fremdländischen Einflüssen und Besatzungen ausgesetzt war. Schon in der römischen Zeit mußten die Saarländer sich unter die Gewalt der Römer, die hier Kastelle und Straßen anlegten, beugen. Der spätrömische Dichter Ausonius und andere lateinische Schriftsteller haben uns denn auch die ersten Nachrichten vom Saarland überbracht. Vom Osten drangen später die Alemannen und Franken in das Saargebiet ein, und mit ihnen kamen durch die irischen Mönche auch die ersten christlichen Missionare ins Land. Noch heute erzählen die Stifte und Klöster der Benediktiner und Augustiner, die Prämonstratenser und Wilhelmiten in Tholay (630), in Mettlach, in St. Arnual, in Wadgassen, während der Jahrhunderte des Mittelalters Bauten von der christlichen Arbeit, die sich hier vielfach früher als in andern deutschen Gegenden ausbreitete. Allerdings sind aus diesen mittelalterlichen Zeiten nur wenig Nachrichten, wenig literarische Denkmale auf uns gekommen. Das Saargebiet erlitt ja das Kriegsschicksal Europas stärker als manches andere deutsche Stammland. Vom Westen drang immer wieder die französische Kultur ein, während vom Osten der deutschen Wille nicht so stark drückte.

Die erste Dichterin, die das Saargebiet mit der in den 9023 Jahren des 14. Jahrhunderts geborenen Tochter des Herzogs Friedrich von Lothringen, mit der Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, die 1446 starb, erhielt, widmete ihr Talent infolgedessen vorzugsweise der Vermittlung zwischen französischem und deutschem Schrifttum. Sie war hauptsächlich Uebersetzerin alter französischer Heldenpoesie. Im „Herpin" erzählte sie die Geschichte eines Verschwenders im großen Ausmaß. Im „Sibyllen"roman führte sie in den Karolingischen Sagenkreis der „Loher" und „Maller", erzählte von einem Sohn Karls d. Gr. und in „Hug Schapler" wieder von dem ersten König von Frankreich, Hugo Capet, der der Sage nach der Nachkomme eines Metzgers gewesen sein soll. Auch ein Nonnenbrevier brachte sie aus dem Lateinischen ins Deutsche. Vor allem aber sorgte sie dafür, daß an ihrem Hofe in Saarbrücken wirkliche Ehrfurcht vor der geistigen Kultur lebendig wurde, so daß ihr Enkel, Johann Ludwig (1472—1545), seine Fahrt nach dem heiligen Lande durch seinen Sekretär, Johann Meisenheimer, eingehend schildern ließ.

Die Reformation kam verhältnismäßig spät, erst unter dem Grafen Philipp III. (1574 bis 1602) in die Grafschaft Saarbrücken und brachte „ein überaus buntes Bild der konfessionellen Mischung, das sich im Laufe der letzten Jahrhunderte wenig gewandelt hat". Sie weckte damals keine eigene schöpferische geistige Kraft unter den Saarländern. Immerhin strahlte der Humanismus auch seinen Bildungswillen auf das Saargebiet aus, nicht bloß dadurch, daß die alemannischen Dichter Johann Fischart und Hans Michael Moscherosch nach dem Saarland kamen und das Saargebiet auch in ihren Werken beschrieben, vor allen Dingen dadurch, daß damals Saarbrücken auch von dem Grafen Ludwig (1602—1627) ein Gymnasium erhielt. Damals war aber ein Bildungszentrum für die geistige Kultur im Saarland geschaffen worden, und wir bemerken seitdem auch ein höheres Streben. Der erste Schriftsteller des Saarlandes, der Archivar Johannes Andreä schuf um 1637 eine umfassende Genealogie des Hauses Nassau.

Was die Jahrhunderte nun an Kulturwillen aufgesammelt hatten, wurde aber durch den Dreißigjährigen Krieg wieder völlig zerstört. Die Franzosen brachen in das Saargebiet ein und mit ihnen alle Qual und Leiden eines wilden, grenzenlosen Krieges, Hunger, Pest und Verbrechen. Wie ein Wunder erhielt sich allein im ewigen Kriegsgeschrei und in ewiger Seuchennot das Gymnasium. Aber es dauerte doch länger als 100 Jahre, ehe sich auch im Saarlande wieder Kultur melden konnte. Und da war es auch nicht mehr eine eigene, bodenständige Kultur, sondern eben die Fürstenkultur, die besonders aus Frankreich nun zugebracht wurde. Der Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken, der 1741 zur Regierung kam, war es, der dem Saargebiet, besonders auch durch seinen Baumeister, Friedrich Joachim Stengel, dessen Meisterwerke die Ludwigskirche und der Ludwigsplatz zu Saarbrücken sind, ein „goldenes Zeitalter" bereitete. Seine Gemahlin Sophie, eine geborene Gräfin Erbach, war literarisch sehr interessiert, duch ihre Freundschaft mit Denis Diderot aber, wie es ja auch in dem Jahrhundert Friedrichs d. Gr. selbst im großen Deutschand nicht anders war, französiert. Damals wurden auch auf einem kleinen Schloßtheater Theateraufführungen, sogar mit einigen Berufsschauspielern, veranstaltet, und damals wurde auch eine Druckerei zu Saarbrücken gerundet, in der Bernhard Gottfried Hofer seit 1761 das „Allgemeine Wochenblatt" herausgab, das noch heute als Saarbrücker Zeitung besteht und noch heute in den Händen der Familie Hofer ist. Auch im benachbarten Zweibrücken, auch in Blieskastel wurden damals Zeitungen gegründet; auch Bibliotheken sehen wir entstehen. Unter dem Fürsten Ludwig, dem alten regierenden Landesherrn des Saarlandes, wurde Saarbrücken sogar zu einem kleinen Florenz, in dem die Kultur den Ausschlag gab. Damals weilte auch Goethe für kurze Tage im Juni 1770 von Straßburg aus in Saarbrücken. Er hat eingehend davon in „Dichtung und Wahrheit" Bericht gegeben.

Noch ein anderer „Stürmer und Dränger" und Jugendgenosse Goethes, Heinrich Leopold Wagner, berühmt als Verfasser der wilden Tragödie „Die Kindsmörderin" weilte als Erzieher im Hause des Präsidenten von Günderode fast 2 Jahre in Saarbrücken und hatte hier eine unruhige, kämpfereiche Zeit. Die geringen Ansätze, die er für eine literarische Kultur, für eine Lesegesellschaft zu entwickeln sich bemühte, verschwanden sofort wieder. Dagegen blieben die Spuren, die August Wilhelm Iffland von Mannheim hier durch seine Teilnahme im Saarbrücker Komödienhaus hinterließ, erhalten. Iffland schrieb sogar zum Geburtstage des verstorbenen Fürsten Ludwig am 3. Januar 1790 einen Prolog in einem Aufzuge „Luassan, Fürst von Garisene", in dem er den Gegensatz zwischen idealer und seelenloser Auffassung des Fürstenberufs schon mit Grundgedanken der französischen Revolution so verband, daß nicht nur der Fürst dafür dankbar war, sondern die Stadt Saarbrücken ihn auch zum Ehrenbürger ernannte.

Dann aber kam die traurige Zeit für das Saarland, in der die Sansculotten aus Paris in das deutsche Grenzland eindrangen, die herrlichen Schlösser in Saarbrücken, Neunkirchen, Ottweiler, auf dem Hallberge und dem Ludwigsberge, das Fürstliche Hoftheater zerstörten und mit aller Gewalt versuchten, aus dem Saargebiet Franzosenland zu machen.

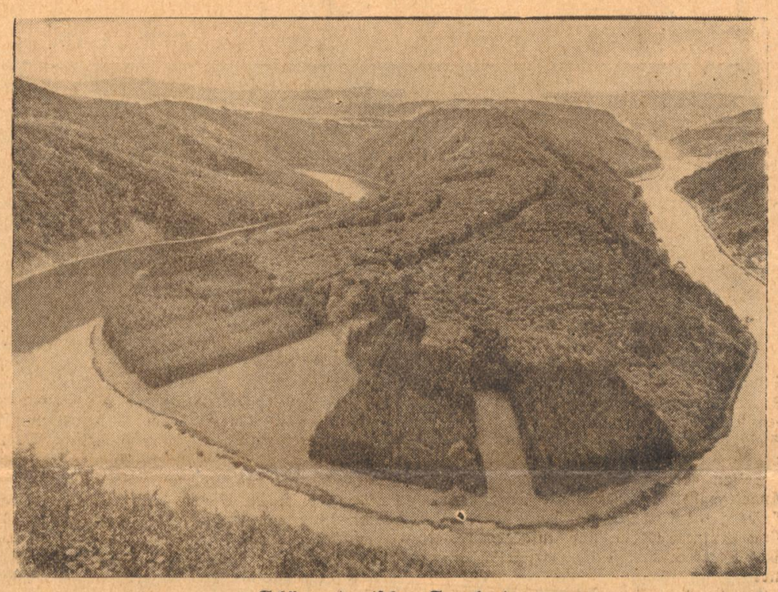
Ein Abbild dieses Hin- und Hergetriebenseins jener Generation der Saarländer zwischen zwei Volkstümern lieferte damals der Freiherr Ludwig Franz von Bilderbeck (1764 bis etwa 1842). Die Unruhe der Zeit trieb ihn immer wieder aus Saarbrücken hinaus, bald östlich nach Frankfurt a. M., bald westlich nach Paris, wo er schließlich gestorben ist. Das reiche Werk, das er hinterlassen hat war bald der Vermittlung zwischen deutschem und welschem Schrifttum, Uebersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche oder aus dem Deutschen ins Französische gewidmet. Bald schrieb er selbst deutsche Romane, wie 1799 „Die Urne im einsamen Tale", in dem er ein Bekenntnis zur deutschen Natur, zu Wieland und zur deutschen Gesinnung ablegte, bald aber auch wieder französische Dramen.

Wie wenig damals die Deutschen für das Deutschtum der Saar ihren ganzen Willen einsetzten, zeigte sich ja auch noch, als Napoleon endlich besiegt war: Im ersten Pariser Frieden wurde das Saargebiet noch Frankreich zugesprochen, im zweiten kehrte es dann aber 1815 endgültig nach Deutschland, und zwar nach Preußen zurück. Damals hatte Friedrich Rückert mit einer Dichtung „Arm Saarvögelein" und hatte eine Dichterin Sophie Remy neben gutgemeinten vaterländischen Versen und Festreden von Dilettanten für die deutsche Anerkennung der Saar geworben. Das Saargebiet mußte sich von den fast 2½ Jahrzehnten französischer Herrschaft erst wieder erholen, ehe es zu neuer kultureller Kraft kommen konnte. Diese Aufgabe war für die Saarländer um so schwieriger, als sie jetzt nicht mehr in einem eigenen Fürstentum lebten, sondern Teil der Preußischen Rheinprovinz geworden waren und damit in ihren Städten nur kleine Provinzorte sehen mußten. Trotzdem ließ sich der deutsche Heimatwille nicht unterdrücken. Er erzeugte damals in Gustav Pfarrius, einem Lehrer des Saarbrücker Gymnasiums, mit den Dichtungen „Karlmann" (1841), „Das Nahetal in Liedern" (1845), „Waldlieder" (1850), sowie „Erzählungen und Novellen" (1861) einen auch außerhalb der engeren Heimat bekannten Poeten, und dazu in dem Vater und Sohn Friedrich und Adolf Köllner die ersten Geschichtsschreiber des Saargebiets.

Auch im Saarland lebte die Sehnsucht nach Deutschlands Einigung, und die große Revolution von 1848 schlug ihre Wellen. Der Kurhesse Conrad Herrmann (1817—1892), der 17 Jahre lang die Saarbrücker Zeitung leitete, wurde durch viele Erzählungen und Gedichte zum poetischen Dolmetsch des Saarbrücker Volkstums. Seine Erzählung „Der Pfiffer-Jakob von St. Johann-Saarbrücken", die in die Zeit des letzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, Ludwig, führt, gehört zweifellos zu den besten epischen Arbeiten aus dem Saarlande. Man durfte ja in jener Zeit keine großen literarischen Ansprüche stellen. Es war immer wieder Lokaldichtung, Lokalliteratur, wenn der Ottweiler Rektor Dr. Wilhelm Fischer oder der Pfälzer August Becker ihre Novellen veröffentlichten oder wenn Hermann Laven katholische Skizzen aus dem Saargebiet und aus aller Welt zusammentrug. Erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erhielt das Saargebiet in Professor Albert Ruppersberg (geb. 1854) den Nestor der saarländischen Geschichtsschreibung und durch seine „Saarbrücker Kriegschronik", die die Ereignisse des Kampfes von Spichern aus dem Kriege 1870/71 schilderte, mit Bildern des Saarbrückers Karl Röchling, einen Darsteller der Saarbrücker Eigenart, wie das Saarland ihn bisher noch nicht gehabt hat.

Der allgemeine Aufstieg, den Deutschland nach den großen Bismarck-Kriegen nahm, führte auch zu einem starken kulturellen Selbstbewußtsein der einzelnen Landesteile, und nun sehen wir, wie die Bejahung der Heimatliebe auch das literarische Leben im Saargebiet befruchtet. In Friedrich Schön (geb. 1879) erhielten die Saarländer einen Dialektdichter, der sich seinen Stoff aus der Heimat nahm und mit seinen Werken über die Saarbrücker Mundartdichtung bedeutende Leistungen vollbrachte, und in Karl Lohmeyer einen Sammler der „Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes" (1920). Mit der Erzählerin Liesbet Dill (geb. 1877) eroberte sich dann der Saarmensch die Aufmerksamkeit aller Deutschen, die Romane lasen und lesen. Wenn auch alle ihre Bücher nur gute Durchschnittebände sind und den zwiespältigen Geist der Vorkriegszeit in quälender Weise ausstrahlen, so lassen sie doch alle Deutschen das Problem des Grenzlandes und der Grenzlandmenschen empfinden.

Das Schicksal, das nach dem Kriege allen deutschen Grenzländern bereitet wurde, bestimmte fortan die gesamte saarländische Literatur. Der Krieg hatte durch den Heldentod Hans Prümms ein starkes Talent auch seinem Lande geraubt, und kürzlich wurde ihm durch Friedrich Artur Binz' frühen Tod ein zweites starkes schriftstellerisches Talent, das sich auch essayistisch und kritisch bewährt hatte, genommen. Emma Wolf-Kettners Muse widmete sich besonders dem Bergmannsleben. Hermann Josef Becker gab wertvolle Geschichtsdarstellungen. Die Namen der Schriftsteller, die heute im Saargebiet tätig sind, brauchen wir hier nicht zu nennen, aber sie erreichen eine größere Zahl. Ihre Werke zeigen, wie das Saargebiet völlig in deutschem Geist, in deutscher Kultur lebt, wie eben auch hier die deutsche Natur des Saarlandes sich immer wieder offenbart. Notwendig bleibt, daß das gesamte Deutschland sich immer wieder auch den Werken des Grenzlandes auf kulturellem Gebiet zuwendet. Wir selbst müssen auch im großen deutschen Vaterlande den Saarländer immer mitdenken und mitfühlen, wenn wir deutsch sagen und empfinden.



Schönes deutsches Saarland

Das romantische Tal der Moselschleife bei Mettlach

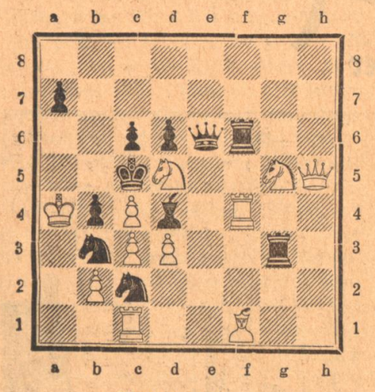
Dieses Bild vermittelt so recht einen starken Eindruck von dem urdeutschen Charakter des Saarlandes. Schon jetzt haben zahllose Kundgebungen seiner Bevölkerung Zeugnis dafür abgelegt, daß das Saargebiet sich mit dem deutschen Mutterlande ewig verbunden fühlt und dieser Gesinnung bei der bevorstehenden Abstimmung zum Siege verhelfen wird.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Problem Nr. 20 Folge 18, 6. 5. 34

J. Schmidt-Pforzheim.
Dr. Aljechin gewidmet.



Matt in 3 Zügen

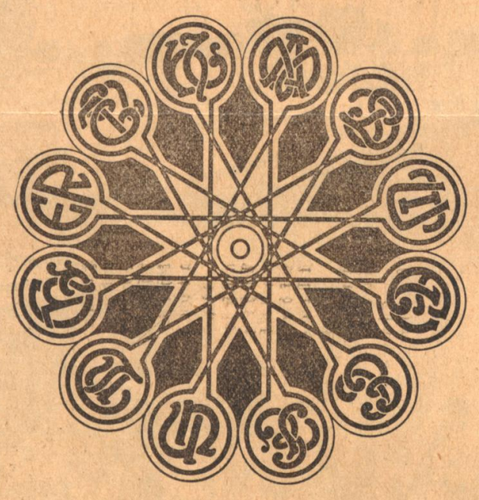
Die 5. Partie des Weltmeisterschaftskampfes
Angenommenes Damengambit

Weiß: E. D. Bogoljubow-Deutschland.
Schwarz: Dr. A. A. Aljechin-Frankreich.

1. d2—d4, d7—d5; 2. c2—c4, d5×c4;
3. Sg1—f3, Sg8—f6; 4. e2—e3, c7—c5;
5. Lf1×c4, e7—e6; 6. 0—0, Sb8—c6;
7. Sb1—c3, Lf8—e7; 8. d4×c5, Dd8×d1;
9. Tf1×d1, Le7×c5; 10. a2—a3, Ke8—e7;
11. b2—b4, Lc5—b6; 12. Lc1—b2, Th8—d8;
13. Td1×d8, Lb6×d8; 14. e3—e4, Lc8—d7;
15. Lc4—d3, h7—h6; 16. e4—e5, Sf6—e8;
17. Te1—d1, Ld8—b6; 18. Sc3—e4, a7—a6;
19. Lb2—c3, Se8—c7; 20. Se4—d6, Sc7—d5;
21. Lc3—b2, Sc6—d8; 22. Ld3—e4, Ld7—c6;
23. Sf3—d4, Lb6—c7;
24. Td1—c1? (Bisher hatte Bogoljubow folgerichtig gespielt, der Textzug erweist sich als nachteilig.)
24. . . ., Ke7—d7; 25. Sd4×c6, b7×c6;
26. Sd6—c4, a6—a5!
(zwecks Linieninöffnung);
27. b4—b5, Ta8—b8; 28. b5×c6+, Sd8×c6;
29. g2—g3, Td8—b5; 30. Tc1—d1, Tb5—c5;
31. Le4—d3, Kd7—e7; 32. f2—f4, Sd5—b6;
33. Sc4—d6, Sb6—a4; 34. Lb2—a1, Sa4—c3;
35. Td1—f1, Lc7×b6; 36. c5×b6+, Ke7×d6;
37. f4—f5, e6×f5; 38. Ld3×f5, Sc6—d4;
39. Lf5—d3, f7—f5; 40. Kg1—g2, g7—g6;
41. g3—g4 (Bogoljubows Abgabezug, zum Remis genügte auch das einfach Tf1—c1);
41. . . ., f5×g4;
42. Ld3×g6, ... Schlecht wäre
42. Tf6+, Se6; 43. T×g6 wegen
43. . . . ., Sd5!; 42. . . . ., Sd4—f3;
43. Lg6—d3, h6—h5; 44. Tf1—c1, Sf3—h4+;
45. Kg2—h1, Sc3—e4; 46. Tc1×c5, Se4—f2+;
47. Kh1—g1, Sf2—h3+; 48. Kg1—f1, Kd6×c5;
49. Ld3—a6, Sh4—f3; 50. Kf1—g2, h5—h4;
51. La1—f6. Auf Vorschlag Aljechins remis gegeben.

Rätsel-Ecke

Monogrammrätsel



Magisches Gitterrätsel

a a a a
a a a a a a a c c } 1. Stadt in Württemberg
d d e e

e g g i i l m m m
m n n n } 2. Kurort in der Schweiz

n r r r s s s s s
s t t t } 3. gesangstechn. Ausdruck

t t t t t t t t t
t t u u } 4. deutsche Landeshauptstadt

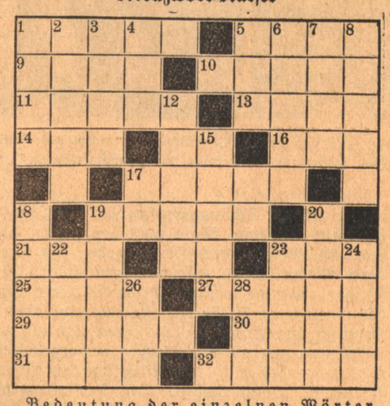
Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß sich waagerecht und senkrecht gleiche Wörter der angegebenen Bedeutung ergeben.

Rebus aus dem vorigen Jahrhundert

Waben-Rätsel

1. Bund, 2. Norm, 3. Saar, 4. Mast, 5. Dame, 6. Siam, 7. Isar, 8. Turm, 9. Hemd, 10. Dieb, 11. Leib, 12. Burg, 13. Acht, 14. Boot, 15. Volt, 16. Glut.

Kreuzwort-Rätsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 morgenländischer Herrscher, 5 arabisches Wüstenvolk, 9 Stadt in Algerien, 10 Gewand, 11 Gasthaus, 13 weiblicher Vorname, 14 nordische Gottheit, 16 Bodensenkung, 17 Stufenleiter, 19 gehärtetes Eisen, 21 katholisches Gebet, 23 Gewässer, 25 sibirischer Strom, 27 männlicher Vorname, 29 Teil des Auges, 30 Sinnesorgan, 31 Stadt in Italien, 32 Nebenfluß der Donau;
b) von oben nach unten: 1 russische Halbinsel, 2 Kurort in der Schweiz, 3 Pökelbrühe, 4 weiblicher Vorname, 5 türkischer männlicher Vorname, 6 Figur aus dem Fliegenden Holländer, 7 Stadt in Lettland, 8 Figur aus der Fledermaus, 12 Bedienter, 15 Traggestell, 18 deutscher Dramatiker, 19 städtische Körperschaft, 20 Radkranz, 22 Gedichtteil, 23 König von Israel, 24 Nebenfluß der Fulda, 26 Stadt im Erzgebirge, 28 Wassersäugetier. 30745

Zeitaufgaben des deutschen Films

Heinrich von Kleist hat auf einer seiner Reisen einmal aus Würzburg geschrieben: „Nirgends kann man den Grad der Kultur einer Stadt und überhaupt den Geist ihres herrschenden Geschmacks schneller und doch zugleich richtiger kennen lernen als in den Lesebibliotheken." Auf unsere heutige Zeit abgewandelt, wird man mit gewisser Berechtigung den Film und die Beziehungen des Publikums zum Film als einen wichtigen Gradmesser für die kulturelle Einstellung der Bevölkerung anzusehen haben. Von hier aus wird oft erkennbar, ob und wo ein Wandel in den inneren Stimmungen und Wertungsmaßstäben der breiten Massen einsetzt und umgekehrt, auf welchen Wegen eine kulturelle Erziehung eingreifen muß.

Der Film ist in der Vergangenheit sich niemals der Verantwortung bewußt gewesen, der er sich heute zwangsläufig unterworfen sieht. So wenig an Einzelversuchen umfassender künstlerischer Leistung heute nachträglich gekrittelt werden soll: gerade diese Einzelversuche machten es erkennbar, wie wenig die Durchschnittsleistung dem Muß entsprach, dem sich der Film zu unterwerfen hat, will er neben den übrigen Kunstgattungen irgendwie bestehen.

Für den Künstler ist die Welt entweder etwas, das er erkennen, oder etwas, das er seinem Willen unterwerfen will. Wir leben in einer Zeit, in der die Kunst sich nicht in der Welt verlieren, sondern die Umwelt beherrschen will. Sie will nicht bloß verstehen, sondern sittlich bestimmen. Sie steht im Widerspruch zu jener Dichtung, die realistisch oder in der naturalistischen Steigerungsform des Realismus die Welt wiedergibt, sie entfernt sich auch von Goethes objektivem Idealismus und nähert sich der Weltanschauung Schillers oder Klopstocks. Dieser Wandel, der sich auf anderen Gebieten der Kunst schon während der beiden letzten Jahrzehnte immer stärker durchsetzte, ist im Film am wenigsten beachtet worden. Das hatte zum guten Teil seinen Grund darin, daß man dem Film immer wieder die Aufgabe zuwies, durch seine ihm gegebenen technischen Möglichkeiten die Wirklichkeit uns so naturgetreu wie nur möglich nahezubringen. Die große Bedeutung des technischen in der Gestaltung des Films verführte ihn zu einem besonders engen Bündnis mit den realistischen und naturalistischen Geistesströmungen einer absteigenden Zeit. Wenn jetzt der Film Anschluß sucht an die geistigen Zeitströmungen und damit auch das Sprungbrett zu künstlerischer Entwicklung gewonnen wird, so wird er sich allerdings davor bewahren müssen, die mechanistischen Methoden der Vergangenheit nun auf die heute gültigen geistigen Werte zu übertragen. Der Film darf sich nicht der Aufgabe widmen, eine Weltanschauung mit seinen Mitteln lehrhaft zum Ausdruck zu bringen. Er muß sein Schaffen so durchgeistigen, daß die aus diesem Schaffen erlebte Weltanschauung zu wirken vermag. Es muß vermieden werden, Kunst mit Gekünsteltem und Kraft des Ausdrucks mit starker Robustheit zu verwechseln.

Hier wird der Kritik gerade in der jetzigen Uebergangszeit des deutschen Films eine große Aufgabe erwachsen. Die Eigengattung des Films beruht sicher nicht auf dem der einzelnen Handlung zu Grunde liegenden Motiv, nicht in der Einzelleistung eines Schauspielers, nicht in der Prägnanz oder dem Witz des gesprochenen Wortes. Der Film ist und bleibt auch als Tonfilm eine Aufgabe der optischen Kunst. Hieraus und nicht aus dem letztlich doch untergeordneten Einsatz dichterischer, schauspielerischer oder musikalischer Kräfte muß der Bewertungsstab filmkünstlerischer Leistungen gewonnen werden. Das ist ein Gesichtspunkt, um dessen Beachtung der Film immer erneut ringt und ringen muß, da er sonst immer Gefahr läuft, den völlig artfremden Maßstäben der Theaterkritik oder dergleichen unterworfen zu werden.

Es wäre gefährlich, ein Kunstwerk nicht aus dem Eindruck, den es macht, nicht aus den Zügen, die es „an sich" hat, nicht aus sich selbst zu erfassen, sondern sich sein Gefühl verwirren zu lassen, durch das, was der Künstler selbst geäußert hat über seine Arbeit an diesem Kunstwerk. Das Werk muß in seiner Sprache aus sich selbst heraus sprechen. Der Willkür des deutschen Beurteilers wird damit zwar freie Bahn gegeben. Aber kann anders entschieden werden, ob Ziel und Leistung des schaffenden Künstlers wirklich die erstrebte Einheit im Werk gefunden haben, wie hoch die Kunstleistung zu bewerten ist? Daher ist es so dringend erforderlich, daß das Publikum schon lernt, Erkennen des Wesentlichen in der einzelnen Filmleistung, Erkennen der Transponierung des Stoffes in bildliche oder versinnbildlichte Form. Erst dann wird der Film nicht nur in der Wahl seiner Motive, sondern auch durch deren arteigene Gestaltung in die Lage versetzt sein, wirkliche Kunst zu bieten und seine eindringlichen Wirkungen auf die Empfangsbereitschaft der Zuschauer zu verinnerlichen und in ihrem Bewußtsein zu verankern.

Von kommenden Filmen

„Schloß Hubertus"

Unter Leitung von Peter Ostermayr haben die Außenaufnahmen für den Dialog-Film der Ufa „Schloß Hubertus" in den bayerischen Alpen begonnen. Das Drehbuch hat Peter Ostermayr nach Motiven des bekannten gleichnamigen Romans von Ludwig Ganghofer verfaßt. Die weibliche Hauptrolle spielt Hansi Knoteck vom Leipziger Stadttheater. Die männliche Hauptrolle ist mit Hans Schlenck, dem Intendanten des Münchener Staatstheaters, besetzt worden.

„Die Töchter Ihrer Exzellenz"

Die Aufnahmen zu dem neuen Ufa-Tonfilm „Die Töchter Ihrer Exzellenz" nach dem erfolgreichen Theaterstück „Die kleine Trafik" wurden vor kurzem in den Neubabelsberger Tonfilm-Ateliers beendet. Die Spielleitung hatte Reinhold Schünzel. Die Hauptrollen spielen: Käte von Nagy, Willy Fritsch, Hansi Niese, Gustav Waldau, Adele Sandrock, Hans Moser.

„Csardasfürstin"

Die Aufnahmen zu dem neuen Ufa-Tonfilm nach der weltbekannten Operette „Csardasfürstin" sind unter der Spielleitung von Georg Jacoby in diesen Tagen beendet worden. Der Film wird in den kommenden Wochen seine Berliner Uraufführung erleben. Die Hauptrollen spielen Martha Eggerth, Hans Söhnker, Paul Hörbiger, Paul Kemp, Ida Wüst.

„Krach um Jolanthe"

Carl Froelich beginnt als nächsten Film für die Europa-Film Ende dieser Wochen die Aufnahmen zu dem Film „Krach um Jolanthe" nach Hinrichs gleichnamigem großen Bühnenerfolg. Das Drehbuch schrieb Walter Supper und R. A. Stemmle. Für die Hauptrollen hat Carl Froelich bisher Marianne Hoppe, Marie Luise Claudius, Carsta Loeck, Olaf Bach verpflichtet.

Emil Jannings als Friedrich Wilhelm I.

Zwischen dem bekannten Regisseur der Fridericus-Filme A. v. Cserepy und Emil Jannings schweben Verhandlungen, die eine Verfilmung des Lebens des großen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., den Emil Jannings spielen soll, zum Ziel haben. Den Verleih dieses historischen Großfilmes wird das Neue Deutsche Lichtspiel-Syndikat übernehmen.

Ein Weber-Film

Die Cicero-Film hat mit den Vorbereitungen zu einem großen musikalischen Spielfilm mit dem Titel „Aufforderung zum Tanz" begonnen. Im Mittelpunkt dieses Filmes steht die Figur des Komponisten Carl Maria von Weber, des genialen Schöpfers der deutschen Oper „Freischütz" und so vieler unvergänglicher Melodien.

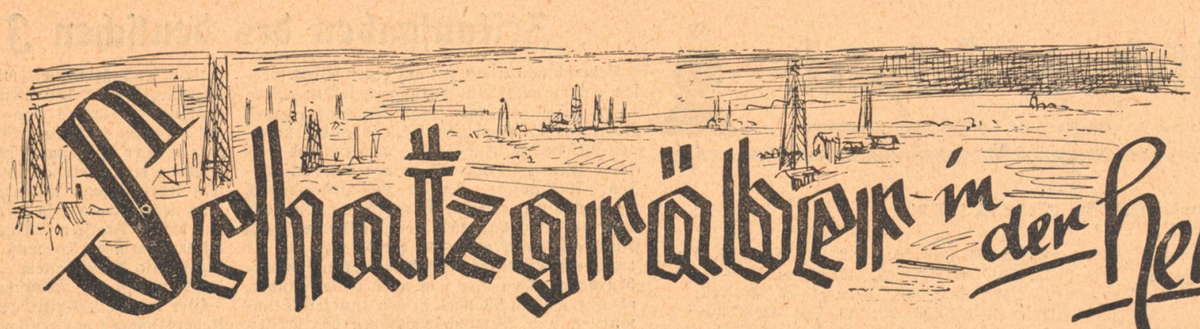
„Charleys Tante"

Für die Komposition der Musik des Minerva-Films der Europa „Charley's Tante", den R. A. Stemmle unter der Produktionsleitung C. Pricklers inszeniert, wurde Harald Böhmelt verpflichtet.

Hans Albers — Peer Gynt

Die Bavaria bereitet einen großen „Peer-Gynt"-Film mit Hans Albers in der Titelrolle vor. Die weitere Besetzung ist noch unbekannt.

Ein neues Tonfilm-Gesicht. Inge List spielt die Rolle der Stasi in dem Ufa-Tonfilm „Csardasfürstin" nach der weltbekannten Operette.



Schatzgräber in der Heide

Das neuerschlossene Erdöl-Land Nienhagen / Von Alex Büttner

Wir alle kennen die norddeutsche Heide aus Büchern, Bildern oder aus eigener Anschauung als eine Gegend mit kargem Boden, dem im Sommer das blühende Heidekraut den unvergleichlich schönen Anblick gibt. Aber nur wenige von uns wußten bis vor kurzem, daß tief im Grund dieser Heide ein Stoff ruht, der für Deutschlands zukünftige Wirtschaft ebenso wichtig und wertvoll ist, wie Kohle und Erz: das deutsche Erdöl!

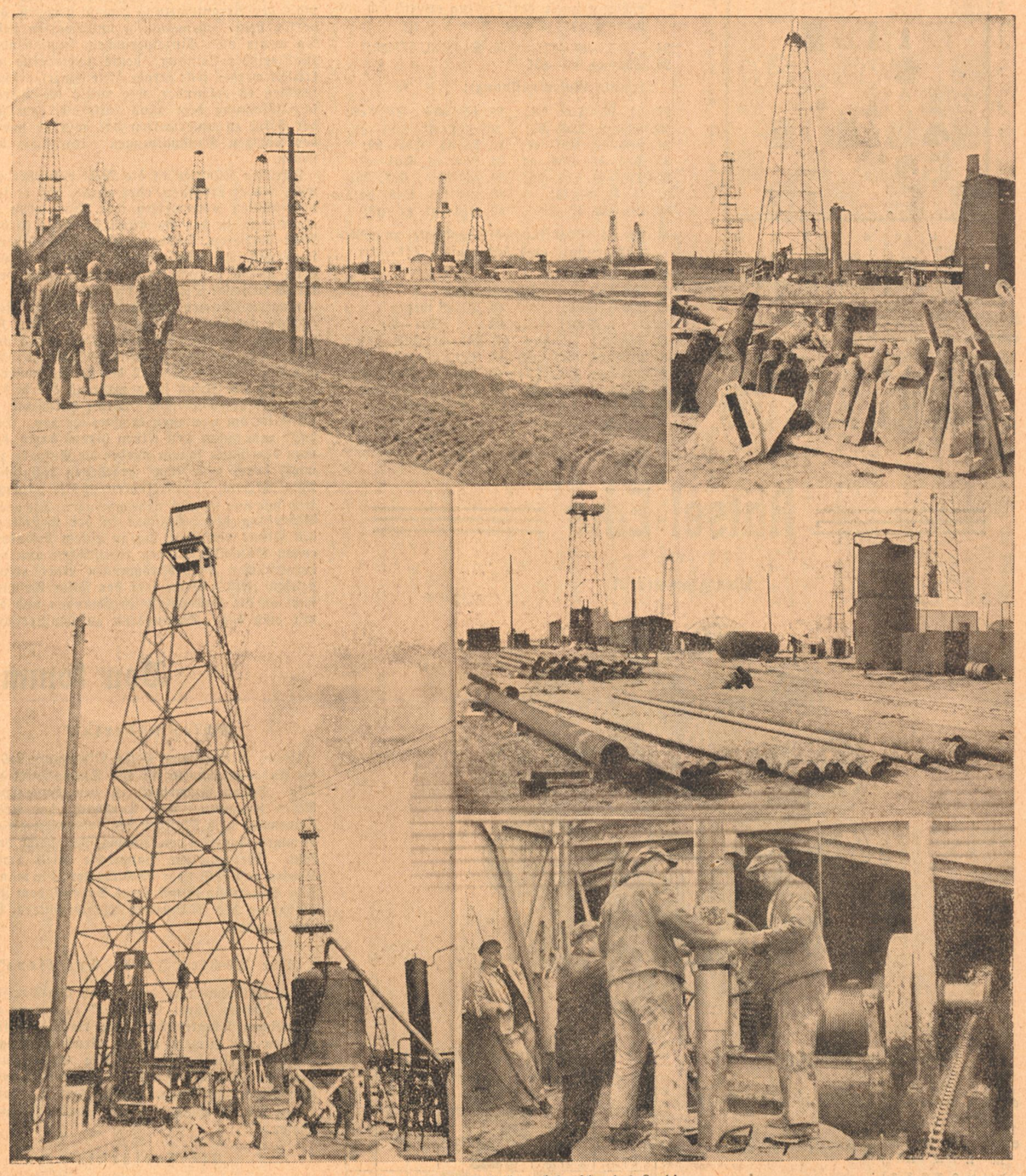
Ueber 75 Jahre ist es jetzt her, daß ein Professor aus Hannover auf einem Sonntagsspaziergang in der Gegend von Oelheim und Peine eine seltsame Entdeckung machte: an einer Stelle, die nahe am Bahngleis der heutigen Station Wietze-Steinförde liegt, bemerkte er, daß das Erdreich ölig war und daß die Heide im Umkreis gelbliche Färbung hatte. Als man dann hier im Jahre 1858 — also noch vor der ersten in Amerika 1859 niedergebrachten Bohrung in Titusville — die erste Sonde in den Boden trieb, sprang Erdöl wie ein hoher Springbrunnen hervor. Doch die Bewohner und Bauern jener Gegend beschränkten sich damals darauf, das rohe Erdöl, das sich vielfach auch in Oelkuhlen zeigte, in Gefäßen aufzufangen und es mit primitiven Karren nach dem nahegelegenen Celle zu bringen, wo sie es als Schmiermittel für billiges Geld verkauften. Zunächst waren es die Amerikaner, die sich bereits um 1860 an die wirtschaftliche Ausbeutung ihrer Erdölfunde — namentlich im Distrikt Venango-County in Pennsylvanien — heranmachten. Als dann in den siebziger Jahren das amerikanische Petroleum der „Standard" in Europa massenhaft als billiges Leuchtmaterial auftauchte, gab dies die eigentliche Veranlassung zur Entwicklung der Industrie mineralischer Leuchtöle an allen übrigen Stätten der Welt, an denen Oelvorkommen festgestellt worden war. Die deutsche Rohölgewinnung im vorigen Jahrhundert, ja bis vor 15 Jahren etwa, blieb äußerst unregelmäßig und stockend. Spekulative Rückschläge, ungenügende Bohrerfahrungen, Kapitalmangel und Mißtrauen beeinflußten den Wirtschaftszweig ganz erheblich, und eine in den achtziger Jahren im hannoverschen Gebiet von Peine zur Oelausbeutung gegründete Gesellschaft verlor durch Fehlbohrungen ihr ganzes Kapital. Erst 1923 ging man auf eine Tiefe von 800 Metern und fand bei dem Forstort Brand die erste, freiauslaufende Quelle.

Vor rund 10 Jahren erwarb dann die Intern. Tiefbohr-AG. Celle (Itag) das Mutungsrecht für ein Gelände bei Nienhagen, das viel nördlicher als die bisher bekannt gewesenen Bohrgebiete bei Oberg liegt. Trotz eindringlichen Abratens der Geologen, die noch vor 3 (!) Jahren Bohrungen in dieser Gegend für „glatten Unfug" bezeichneten, gingen die Itag und die Deutsche Vacuum-Oel-AG. Hamburg unbeirrt und planmäßig zu Werk mit dem großartigen Erfolg, daß sie neuerdings die bis jetzt ergiebigsten Erdölquellen Deutschlands fanden! So bietet sich dem jetzigen Besucher des kleinen Dorfs Nienhagen in dessen nächster Umgebung ein eindrucksvolles Bild: der nüchterne Heideboden ist zu einer phantastischen Industrielandschaft geworden. Ein Wald von 50, 60 Bohrtürmen ragt zum Himmel. Ueberall liegt der Geruch des Erdöls in der Luft. Auf Schritt und Tritt stößt man auf Oeltümpel im Gelände. Und rastlos hämmern die Pumpwerke, rattern die Bohrgestänge der Türme ihr eintöniges Lied. Aus den bis jetzt fündigen Bohrungen und Rohren aber fließt das braune Oel, das flüssige Gold in vielfach armdicken Strahlen in die großen Tanks, und endlos laufen die langen Leitungsrohre über niedergetretenes Heidekraut, wie Schlagadern eines neuen Lebens, zu den Verladebahnhöfen, in die Tankwagen der Deutschen Vacuum-Oel-AG., die das wertvolle Naß in Hamburg zu ihrem bekannten reindeutschen Schmieröl Gargoyle AF verarbeitet. Die deutsche Produktion, die sich von 1920 bis 1932 bereits versiebenfacht hatte und im Vorjahr schon auf 214 000 Tonnen stand (von denen allein bei Nienhagen 110 000 Tonnen gewonnen wurden!) hat durch die neuen, ausgiebigen Oelfunde dieses Frühjahrs eine außerordentliche Steigerung erfahren: am 3. März 1934 wurde das Bohrloch „Krug von Nidda" fündig und erbringt seitdem eine Tagesmenge von 200 Tonnen, etwa 3 Wochen später stieß auch die Bohrung des Turms „Gargoyle II" in 1160 Meter Tiefe auf eine Oelader, die jetzt täglich 40—50 Tonnen ausgibt. Da jede Tonne mit 93 Mark bezahlt wird, so liefern allein diese beiden deutschen Bohrungen Rohöl im Wert von über 2300 Mark pro Tag, bzw. über 8 Millionen Mark im Jahr!

So phantastisch diese Gewinnsummen erscheinen, die diese neuerschlossenen Bohrungen einbringen, so unvorstellbar sind für den Laien andererseits die Aufwendungen, die der Unternehmer bis zum „fündig" werden einer Bohrstelle machen muß: jede Bohrung kostet heute noch rund eine Viertelmillion Mark, und das, ohne daß man bei ihrem Beginn einen Erfolg voraussehen kann! Die geologische Forschung geht voraus. Geophysikalischen Untersuchungen mit der „Drehwaage", seismographische Messung der Gesteinselastizität durch künstliche Sprengungen, Tiefen-Widerstandsmessung mittels elektrischen Drähten dienen zur Ermittlung der Bodenbeschaffenheit. Die Aufschlußarbeiten für ein verhältnismäßig kleines Gebiet, in dem Oelsandbänke vermutet werden, dauern oft jahrelang und bringen als letztes positives Ergebnis doch nur: eine mutmaßliche Annahme über die erfolgversprechenden Stellen! Einzig und allein der stahlharte Bohrmeißel, der dann gewissermaßen auf gut Glück wochen- und monatelang durch alle Gesteinsmassen hindurchgetrieben wird, gibt endgültige Klarheit über ein tatsächliches Oelvorkommen. Zunächst mit einer Tagesleistung von 100 Metern, später jedoch mit nur 20—30 Metern täglichem Fortschritt wird der Bohrer in die Tiefe getrieben. Druckwasser, das durch das hohle Gestänge und den Meißelkopf gepreßt wird, spült den angebohrten Boden wieder nach oben, wo er sich in Schlammgruben als „Bohrgut" sammelt. Dutzende Male muß der stumpf gewordene Meißel durch Herausziehen des hunderte Meter langen, zusammengeschraubten Gestänges erneuert werden. Dutzende Male läßt der Geologe an Stelle des Meißels eine Bohrkrone in das Erdinnere einführen und wieder hochziehen, um an den hierbei emporgeholten Gesteinsproben mit dem Mikroskop den Bohrfortschritt zu untersuchen. Ein Kreiselkompaß mißt dazu die Abweichung des Bohrlochs von der idealen Senkrechten, bis dann nach einer Bohrdauer von 4—5 Monaten (!) der Augenblick naht, da die ölführenden Schichten in 11—1200 Meter Tiefe erreicht werden. Geologe und Bohringenieur arbeiten zu diesem Zeitpunkt mit fieberhafter Aufmerksamkeit, denn zu schnelles Vorwärtsgehen, zu tiefes Bohren kann zum Verlust aller aufgewendeten Mühe beim „fündig" werden führen! Eine Bohrung, auch nur einen Meter zu tief heruntergebracht, bedeutet oft, aus der ölführenden Sandsteinschicht in das darunter liegende Salzwasser vorzustoßen. Das brächte nicht nur Zerstörung der eigenen fündigen Bohrung, sondern vielleicht sogar Gefährdung des gesamten umliegenden Oelgebiets.

Um nach dem „fündig" werden auch jeden Wasserzufluß aus höheren Schichten am Bohrgestänge entlang in den Oelsand zu verhindern, wird das Bohrloch sofort zementiert, während die Spülung, die bis dahin das Bohrgestein nach oben brachte, nun dazu dient, das angebohrte, oft unter großen Druck liegende Oel in Schach zu halten. Ein außerdem eingebauter Absperrschieber, der Geräte zur Temperatur- und Druckmessung auf der Bohrsohle trägt, gestattet außerdem jede gewünschte Drosselung des Oeldrucks. Ist solcher nicht vorhanden, so schafft ein Diesel-Pumpwerk das Oel zur Oberfläche, wo es in große Tanks und von hier durch kilometerlange Leitungen zum Verladebahnhof in die Tankwagen der Raffinierien fließt.

Es mag kaum glaublich erscheinen, daß man sich noch vor wenigen Jahren mit Stillegungsmaßnahmen der deutschen Erdölbohrungen trug. Heute allerdings sind solche Ideen für immer begraben. Neueste Forschungen haben zudem ergeben, daß in Niedersachsen zunächst nur der geringste Teil der vorhandenen Erdölvorkommen bekannt ist, und daß Deutschland noch eine ganze Reihe erdölhöffiger Gebiete besitzt, so am Tegernsee, in Thüringen bei Völkenroda, im Oberelsaß bei Pechelbronn und in der Rheintal-Tertiärschicht bei Ubstadt in Baden. Ob Deutschland — wie amerikanische Fachleute behaupten — tatsächlich das ölreichste Land der Welt ist, kann natürlich nur die Zukunft beweisen.



Links oben und unten: Bohrtürme beherrschen das Land!
Rechts: Bohrmeißel, Bohrtürme, Bohrrohre, die „Handwerkszeuge" von Nienhagen.

Junge Menschen in dieser Zeit / Von Walter Persich

(Nachdruck verboten)

Ein Mann in unserer Zeit ist Calper. Manche sagen ihm nach, er sei ein Träumer, weil er mehr mit Büchern und Gedanken als mit schwatzenden Menschen lebt und sich seine eigene stille Art bewahrt hat.

Calper liebt es, in alten Familienpapieren zu kramen. Seine Eltern sind früh verstorben, und auch sonst lebt er allein. Er befindet sich in der Lage der meisten Stadtmenschen: über seine Vorfahren weiß er kaum ein paar äußere Dinge, nicht einmal Berufe und Lebenswege seiner Großväter sind ihm hinreichend bekannt.

Seine Heimat? Das war eine kleine, jetzt von der neuen Zeit längst niedergelegte Vorstadtstraße mit reichlich wackligen Häuschen und einem beinahe noch bäuerlichen Leben. Heute sausen dort über eine spiegelnde Asphaltchaussee die Autos und Motorräder von fernher in das Geäder der Stadt, und die drei alten Kastanienbäume, um die herum er seine Spiele gestaltete, stehen auch nicht mehr. Ja, wo soll Calper sein Zuhause, dieses innigste Gefühl der Seele, finden?

An einem Morgen liegt sein Ferienzettel auf dem Pult. Und dann taucht ein Name auf, der auf vielen schönbeschriebenen Urkunden seiner Vorfahren wiederkehrt: Uetersen!

Die Wandkarte im Kontor zeigt ihm einen verborgenen Flecken im Land.

„Mensch!" meint sein Kollege, „das ist ein langweiliges Nest! Zum Sterben! Ich war mal auf einem Autoausflug da. Nicht mal 'ne ordentliche Tanzdiele ist zu finden!"

Der Ferientage erster rückt heran. Mit seinem Koffer steht der junge Büromensch auf dem Bahnsteig. Der Zug dampft hinaus, und das Land gleitet am Fenster vorüber.

Auf einem kleinen Bahnhof wartet eine Kleinbahn. Calper muß umsteigen und sitzt dann zwischen Bauern und Marktfrauen auf einer unbequemen Bank.

Kleine Häuser an einer breiten Straße, buckliges Pflaster und hohe alte Bäume, ein Fabrikschlot. Hinter saftig geballtem Grün ein wuchtiger Kirchturm und ein Spielzeugrathaus — er muß mit seinem Koffer an vielen neugierigen Augen vorüber marschieren, ehe er das Gasthaus findet, das darauf eingerichtet ist, gelegentlich den seltenen Fremden der Ortschaft zu beherbergen. Dort gibt es ein enges, trauliches Zimmer, Lindenwipfel rauschen im Abendwind vorm offenen Fenster, und Calper wäscht seine Hände und ist zum erstenmal in seinem Leben dem Glück erstaunlich nahe.

Calpers stille dunkle Augen verwandeln sich strahlend, etwas sinkt in ihn hinein, das es bisher nicht gab. Er riecht, er fühlt, er erlebt: Heimat! Hier sind die Väter und Großväter zu Hause gewesen, hier berührt ihn warm und herzlich Straße und Haus, Kirche und Gasthof, Abendruhe und lächelnder Tag, und wie er immer wieder umhergeht, findet er die fernen Bande des früheren, des vergangenen Lebens hinüberranken in die Gegenwart. Es gibt eine Molkerei mit dem Namen Buur, den seine Großmutter trug. Die Leute empfangen ihn freimütig, lassen ihn, erstaunt, erzählen wie er zu ihnen gekommen ist, drücken ihm die Hand, tischen schöne Milch und roten Schinken auf. Sie weisen ihn zu einem Lehrer, dem Sohn des Schwagers seiner Ahne, und kaum sind zwei Wochen vergangen, findet sich Calper der Einsame, der Schweigende, in einer Gemeinschaft gleichen Blutes, ohne daß es vieler Worte bedurft hätte.

Die größte Stellung nimmt Jasper, der Mehlhändler, in ihrer Runde ein. Er liebt das Leben sehr und lädt Calper in sein Haus am Park, wo sie unterm Sonnendach im verglühenden Abend ein paar Flaschen alten Mosel genießen. Seine Tochter Berthe hört den Männern zu und lächelt zuweilen, wenn Calpers dunkles Auge forschend auf ihr ruht. Es ist fast Nacht geworden, da hält ein Motorrad und in den Garten kommt Peter, Jaspers Sohn und, wie der Vater sagt, ein prachtvoller Buchhalter der Handlung — braungebrannt, groß und lachend.

„Hier ist einer", sagt der Vater, „der den Zauber der Heimat wohl begriffen hat, Peter, der sie verloren hatte und nun wiederfand!"

„Heimat — ja! Aber soll ich denn vertrocknen, Vater? Da sitze ich in deinem Kontor! Schick mich doch hinaus, nach Hamburg, nach Bremen, nach Berlin, wohin du willst. Vor dem letzten Schiffbruch bleibt mir ja immer die Flucht nach Uetersen — doch ich halte, sei dessen versichert, den Kopf steif!"

Scherzend meint Calper: „Da müßten wir beinahe tauschen!"

Jasper hebt sein gewaltiges graues Haupt. „Das ist ein Wort, Calper! Wir können versuchen, ob ihr Chef sich zufrieden gibt, wenn er meinen Jungen, probeweise zunächst, statt ihrer bekommt. Sie sitzen doch auch im Getreidekontor — und Peter wird sein Glück auf dem Asphalt suchen. Man soll sich immer erproben!"

Es kommt bald Antwort auf den Brief: Calpers Firma will es mit dem jungen Jasper versuchen! Der strahlt königlich, führt Calper in die Gepflogenheiten des engen Büros ein, zeigt ihm alle Einrichtungen, packt mit Berthe und ihm Koffer und reist schließlich glücklich, erwartungsfroh ab.

Calper sieht, daß es nur eines Anlaufs bedarf, das Geschäft wesentlich auszubauen. Der innere Betrieb ist träge, überaltert, noch werden Briefe mit der Hand geschrieben und in einer mittelalterlichen Drehpresse kopiert. In überkommener Vorsicht sind die alten Läger geblieben, wie sie vor fünfzig Jahren waren. Da fressen sich Mäuse hinein, mancher Sack fault bei feuchtem Wetter an und welch ein Unglück kann entstehen, wenn die hölzernen Schuppen einmal von einem Brand erfaßt würden!

Berthe ist seine Helferin, das gute Neue bei dem Vater durchzusetzen, und das Geschäft nimmt einen schnellen Anlauf und steigt in all den Schwierigkeiten der Zeit zu einer neuen Höhe empor. Am Pfingstmorgen des neuen Jahres findet Calper auf dem Frühstückstisch einen Brief vom Uetersener Notar, der ihn bittet, anliegende Urkunde, die ihn zum vollberechtigten Teilhaber der inzwischen doppelt so groß gewordenen Getreidehandlung macht, zu unterzeichnen.

Jasper findet sein Erstaunen drollig und Berthe senkt den Blick.

„Ja Calper!" lacht der Alte. „Ich bin doch nicht so dumm, dich jetzt noch wieder gehen zu lassen! Ehrlich gesagt — ich war vor deinem Kommen, du mußt es aus den Büchern wissen seit vierzig Jahren zum ersten Mal genötigt, mit Kredit zu wirtschaften. Es ist nur recht und billig, wenn du einen Anteil hast, der dich deinem Werk für Lebenszeit verbindet."

Wieder naht der Sommer, die Ferienzeit rückt heran, Berthe ist während der letzten Tage immer stiller geworden und Calper hat bemerkt, daß sie jeden Morgen die Post durchsucht — und dann kommt ein Schreiben, das sie an einem Sonntag im Kontor hastig aufreißt, als Calper allein ein paar Kleinigkeiten ordnet. Ueber und über wird sie rot, dann bricht sie lachend und jubelnd in Tränen aus und fällt plötzlich Calper um den Hals, der starr wie eine Bildsäule steht und gegen seine Hemmung kämpft. „Sprich!" drängt es in ihm, aber sein Mund schweigt.

„Oh, Calper!" lacht sie, „ich bin ja so glücklich! Er hat das Examen bestanden, der Taugenichts! Nun kann er wiederkommen und unsere heimliche Verlobung wird eine öffentliche — Pa wird ihm das Geld für eine Praxis geben!"

Gütig über ihr Haar streichend, erfährt Calper, daß sie seit drei Jahren mit dem Sohn des alten Majors, der zuweilen Jasper besucht, versprochen ist. Der Junge hat derart viele Streiche gemacht, daß man ihn wegen seines Uebermuts in dem engherzigen Städtchen von der Schule jagte und er in einem mitteldeutschen Schulheim Besserung beweisen sollte. Mit Ach und Krach kam er durch, ist dann ausgerissen, hat als Arbeiter in Bergwerken und auf Hütten gearbeitet, weil er, wie der Major sagte, „einen Spleen für's Volk" hatte — und nun hat er ganz allein und ohne Mittel doch sein Studium geschafft und wird als junger Doktor zu den Ferien nach Uetersen kommen. Der Alte gibt ihm am Nachmittag, als Berthe auf einem Spaziergang ist, die Hand.

„Mir wär's anders ebenso lieb gewesen, Calper!"

„Habe ich getan, was Unrecht war?" fragt Calper verstört.

„Oh nein!" schüttelt Jasper den Kopf, „aber auch alte Augen können scharf sein, mein — Junge!"

Da geht Calper hinaus.

Das Mädel trällert durch das Haus und mag alles schon so blank sein, sie putzt noch einmal jeden Türgriff und lächelt in freudiger Erwartung. Ein paar Tage vor den Semesterferien kommt Peter — jetzt sieht er Uetersen mit anderen Augen wieder, aber er hat sich doch emporgearbeitet und bringt große Einkaufsaufträge mit. Und dann tritt ein blonder, hochgewachsener und breitschultriger Mensch in den Garten, Berthe schreit auf und steht und vermag nicht, sich zu rühren, und jener nimmt sie in den Arm und küßt sie.

„Der junge Doktor!" stellt Jasper ihn seinem Teilhaber vor. „Das ist Herr Calper!"

Calper sieht, daß Berthes Wahl gut war. Der Mann hat einen stolzen, offenen, trotz seiner Jugend erfahrenen Blick und würde ihn, den stillen Calper, den kleinen verträumten Büromenschen, mit einer Hand in den Apfelbaum setzen, da ist nichts zu machen!

„Herr Calper?" Sein Händedruck ist hart. „Berthe hat mir viel von Ihnen geschrieben. Sie müssen ein Mordskerl sein — ich habe nie einen Freund gehabt, Herr Calper. Aber Sie möchte ich in der ersten Stunde unserer Begegnung bitten, meine Freundschaft anzunehmen. Das heißt: für Lebenszeit!"

Calper nickt. Er weiß: sie haben sich verstanden — und seine Pflichten, die ihm in diesen Tagen schwer geworden waren, wandeln sich wieder zum großen Geschenk der Heimat.

Die Beichte / Geschichte einer Lebensflucht von Julia Svedelius

Pater Giocomos weite braune Kutte wehte im Sturm, als er durch den wirbelnden weißen Staub auf dem Wege zum Kloster hoch oben auf dem Berge hinaufstrebte. Er war unten in der Stadt gewesen und war nun auf dem Heimwege.

Selten verließ er das Kloster in irdischen Angelegenheiten, aber heute hatte er es im Auftrag der Kirche tun müssen. Ein Brief nach Rom mußte auf der Post aufgegeben werden. Gerade als er dort fertig war, rief eine Stimme:

Ein Brief an Sie, Pater Giocomo! Wartet! Eine Signora gab ihn vor kurzem auf. Hier ist er."

Pater Giocomo durchfuhr ein eigenartiges Gefühl, als er so durch die Stadt ging. Durch diese Stadt, in der er als Junge herumgesprungen war und gespielt hatte, in deren Palmenallee er geschwärmt und geliebt hatte.

Er ging durch die Zypressenallee und eine undeutliche Erinnerung brach sich Bahn.

Hier in ihrem dämmrigen Schatten hatte er sich eines Tages auf einen Kameraden geworfen und ihn niedergerungen, weil er versuchte, ihn bei Fulvia auszustechen.

Fulvia war lange mit einem anderen verheiratet, und er hatte sich vor der Welt ins Kloster gerettet, war Mönch geworden und war unter allen dienenden Brüdern der eifrigste.

Wenn er in der Klosterzelle stand und über die Unendlichkeit des Meeres hinausblickte, waren keine Wünsche mehr in ihm, die Welt draußen lockte ihn nicht mehr. Seine Seele hatte Ruhe gefunden, die große Stille war über ihn gekommen.

Nun blieb er auf dem anstrengenden Weg zum Kloster hinauf stehen. Er kam an eine windstille Stelle und atmete auf. Sofort hatte er die Schrift auf dem Brief erkannt und mit unbewußtem Eifer riß er den Umschlag auf und las den Brief von Fulvia:

„Nur bei Dir, der Du mir einmal so nahe gestanden hast, kann ich beichten", stand dort. „Ich will zum Kloster hinauf wandern, um Dir alles, alles zu sagen . . ."

Und er las die Stunde und den Tag, an dem sie beichten wollte.

Die ganze Nacht lag Pater Giocomo auf den Knieen in seiner Zelle. Denn ein großes Dunkel hielt ihm umfangen. Der Friede war von ihm gewichen und er fühlte wieder den Pulsschlag des Lebens, den er lange verstummt geglaubt hatte.

Aus der dämmernden Klosterkirche drangen murmelnde Laute bis zu dem Beichtstuhl, an dem Signora Fulvia auf den Knieen lag und das Gesicht an das Gitter gepreßt hielt. Fast streifte ihr schwarzes Haar Pater Giocomos Wange.

Er war ganz weiß von der Nachtwache und vom Fasten. Als der Atem Fulvias ihn berührte, durcheilte ein Gefühl des Glücks ihn so, daß er sich gewaltsam beherrschen mußte.

Ihre Beichte kam in kurzen abgerissenen Sätzen:

„Ich liebe", flüsterte sie, oh wie duftete ihr Haar — „aber meine Liebe ist unerlaubt. Ich verheiratete mich auf Wunsch meiner Eltern, nicht aus eigenem Antrieb. Er, den ich liebte — er verschwand aus meinem Leben. Erinnerst Du Dich an die Abende unten am Meer, als wir jung waren? Wie die Glyzinien, die Mimosen, die Rosen dufteten? Für mich war das alles ohne Duft in den letzten Jahren — bis jetzt. Ich bin zu Dir gekommen, um meine Sünde zu beichten, meine Schuld zu bekennen. Kann ich der Kirche, den Armen etwas opfern?

Der Pfeiler

Karl Bröger

Steht zusammen Hand in Hand!
Wir tragen die Zeit! Wir tragen das Land.
Wir sind die Pfeiler künftiger Welt.
Was soll bestehn, wenn der Pfeiler nicht hält?
Bedenkt und erkennt:
Wer sich von unsrem Bunde trennt,
bringt den Bau ins Wanken und Schwanken,
Drum einig im Willen, und eins die Gedanken!
Jeder Pfeiler trägt schwere Last
ohne Ermüden und ohne Rast.
Heißt sein Sinn doch: Stützen und Halten
gegen Stürme und Sturmgewalten!
So fügt euch ein:
Stein für Stein!
Stützt und hebt und haltet stand!
Wir tragen die Zeit! Wir tragen das Land.

Sag mir, Giocomo, sage mir, was ich tun soll, meine Sünde loszuwerden?"

Ihre Lippen lagen dicht am Gitter, sein blasses Gesicht glühte nun vor Leidenschaft.

„Was soll ich tun?" fragte sie wieder.

„Es gibt Zufälle im Leben," flüsterte er und kam ihr noch näher, „wo die Liebe stärker ist, als die irdischen Bande. Dann müssen wir sie brechen, was es auch kosten mag, denn von allen Sünden ist Falschheit die schlimmste."

„Aber vielleicht liebt er mich gar nicht mehr?"

Pater Giocomo war versucht zu sagen, daß er sie noch liebte, daß er allem trotzen wolle um ihretwillen — aber er sagte nichts. Ganz still saß er im Beichtstuhl.

Der Augenblick war zu schön, um durch Worte zerstört zu werden, und dann — womit sollte er sie trösten? Denn sie war doch wohl gekommen, um zu bekennen, daß die Jugendliebe zu ihm ihr keine Ruhe mehr ließ. Warum sonst hatte sie nicht in der Stadt gebeichtet? Sondern war zu ihm, dem armen Pater Giocomo gekommen?

Würde ein so großes Glück ihm wirklich zuteil werden können? Wußte sie, daß er einst um ihretwillen alles verlassen hatte?

Er erinnerte sich wieder und wieder daran, wie sie einander am Meer begegnet waren, als die Wogen ihren weißen Schaum hoch über die Kaimauern spritzten. Er stand in den Anblick versunken, und sie war neben ihn getreten und hatte zu ihm gesagt: „Wie lange haben wir uns nicht gesehen, Giocomo." Aber damals war er stark wie der Sturm, der um sie tobte, gewesen . . .

„Was soll ich tun?" flüsterte sie zum dritten mal.

„Wie lange bedrückt diese Sünde Deine Seele", fragte er, „und wann hast Du zum letztenmal gebeichtet?"

„Ach," antwortete sie, „meine jährliche Beichte habe ich niemals versäumt — und viel Böses hatte ich nie zu berichten — aber nun . . ."

„Also," stammelte Pater Giocomo, „also ist diese Liebe neu?"

„Nein", antwortet Signora Fulvia. „Seit meinen Jugendtagen trage ich diese Liebe in mir."

Nun verstand Pater Giocomo alles. So groß also war ihre Liebe zu ihm gewesen. Und er sagte:

„Die Beichte erfordert es nicht, aber wenn Du mir seinen Namen nennst, dann kann ich Dir vielleicht besser raten."

Dann beugte er sich noch mehr zu ihr und flüsterte: „Kenne ich ihn?"

„Ja, sehr gut sogar. Signora schloß die Augen. Er sah eine Träne in den langen Wimpern.

„Viele lange Jahre war er von mir fort, aber als ich ihn wiedersah, wußte ich, daß ich ihn nie vergessen hatte. Aber sage mir, Giocomo, darf eine Ehe ein Hindernis sein, wenn ein so starkes Gefühl in einem herrscht?"

„Nein, in Deinem Fall nicht," kam die heftige Antwort. „Aber noch hast Du Dich mir noch nicht ganz anvertraut. Seinen Namen?"

„Fernando. Du erinnerst Dich doch an Fernando, auf den Du einmal so wütend warst, daß Du auf ihn losgingst. Ihr mochtet mich beide gern leiden, aber Du gingst dann in das Kloster, wurdest Mönch und befreitest Dich von irdischen Schmerzen. Fernando ging fort und kämpfte sich durch das Leben. Und nun, da er zurückgekehrt ist, liebe ich ihn mehr als je. Sag, ist das nicht Todsünde? Ich kam zu Dir, um Rat und Hilfe zu holen."

Es wurde still.

Dann sprach Pater Giocomo.

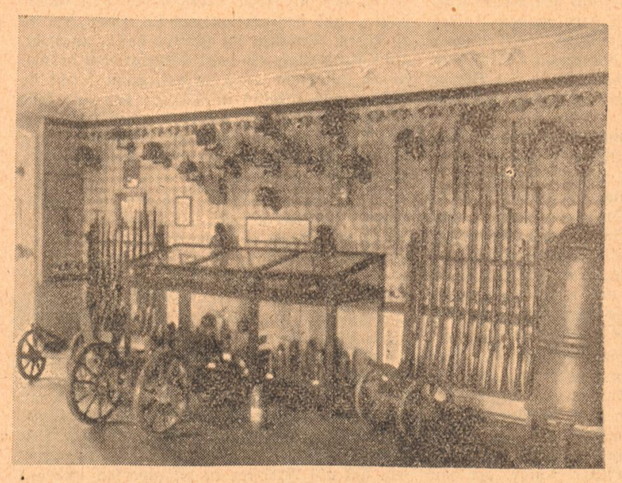
Er betete für die Sünderin, bat, daß ihr die Kraft gegeben werde, aller Versuchung zu widerstehen, dann ging er.

Signora Fulvia aber steckte ihr Licht am Altar der Heiligen an.

(Deutsch von Karin Reitz-Grundmann.)

vom Steinbeil zum Fahrrad

Gang durch die Bruchsaler Altertumssammlungen



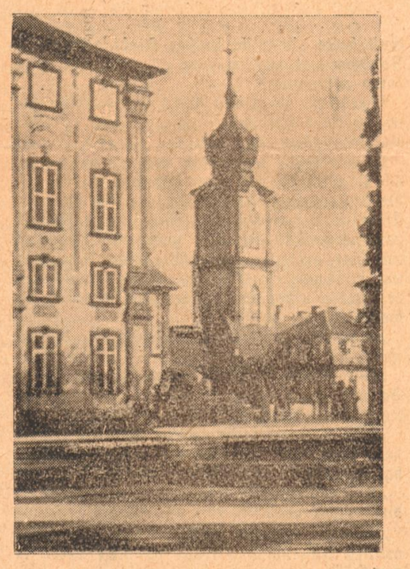
Ein Gang durch Altertumssammlungen ist ein Gang durch die Menschheitsgeschichte. Aus jahrtausende alten Funden stehen die Lebensgewohnheiten der einstigen Menschen vor uns auf, ihr Ringen und Werden. Wir sehen, wie aus der Notwendigkeit zu leben, Kräfte im Menschen gewachsen sind, wie sich eins aus dem anderen entwickelte, errungen und erfunden ward, so wie auch heute noch die Not die größten Erfindungen gebiert.

Daß der Kraichgau, unsere engere Heimat, mit seinen warmen Lößböden und dem milden Klima schon in allerältester Zeit besiedelt war, ist bewiesen durch den Fund eines Kieferknochens (in einer Sandgrube im Elsenztal) des von Forschern sogenannten homo heidelbergensis, der in der älteren Steinzeit mit dem Mammut hier gelebt haben muß. Aus jenen Urtagen stammen auch der mächtige Auerochsenschädel, aus den Höhlen eines Bruchsaler Steinbruchs und die Mammutzähne, die man in Zeutern fand.

Die traumhafte Erinnerung an diese ungeheueren Tiere aus der Frühgeschichte haftet noch heute fest im Gedächtnis der Menschheit. In den Fabelwesen der Sagen, so im Drachen der Siegfriedsage, findet sie ihre Verkörperung.

*

Durch den gewölbten Torbogen, über kühle Steinfliesen betreten wir das Untergeschoß des Schlosses, in dem die Sammlungen unter-



gebracht sind. Das Barockschloß, das köstliche Erbe der fürstbischöflichen Zeit, hat dadurch eine harmonische Doppelbedeutung erhalten: Museum für Raumkunst und Heimatmuseum im engeren Sinn.

Den Grund zu den Sammlungen legte zu Beginn des Jahrhunderts Verwaltungsoberinspektor Michael Schmitt. Auf seine Veranlassung beschloß die Stadtgemeinde, die kulturgeschichtlich wichtigen Denkmäler in Stadt und weiterer Umgebung zu sammeln und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Zielbewußt wurde nun zusammengetragen, um die Heimatliebe zu festigen. Denn wer seine Heimat zu tiefst kennt, der liebt sie auch. Betreut werden die Sammlungen von Kunstmaler Karl Geitz, der ebenso, wie sein Vorgänger, der jetzige Ministrialrat Siegfried Federle-Karlsruhe, mit Liebe und Hingabe an der Vervollkommnung des Museums arbeitet, das aus kleinsten Anfängen sich zu einem Umfang und einer Vielseitigkeit entwickelt hat, wie sie kaum eine andere Sammlung aufweisen kann.

Dank der Forschungen Prof. Schumachers-Mainz und auch durch die von Bonnet vorgenommenen Ausgrabungen haben wir Dokumente der früheren menschlichen Besiedelung in unserer Gegend vor Augen. Es sind vor allem die Funde aus der steinzeitlichen Siedelung auf dem Michaelsberg bei Untergrombach. Einer ganzen Kulturepoche haben sie den Namen gegeben. Wir stehen vor diesen Funden und dem Modell des einstigen Dorfes.

Die Steinzeitmenschen,

die 3000 v. Chr. in diesen überdachten Wohngruben gehaust, Jagdmenschen, die sich ehemals kümmerlich von der Jagd ernähren mußten, weil sie aus der kimerischen (kummervollen) Nacht herausstiegen, wandeln sich hier schon in Bauern um. Aus Tierknochen und Stein erfanden sie Werkzeuge, mit denen die Erde umgebrochen wurde. Da sind Tulpenbecher, Schalen, Teller und riesige Tontöpfe, in denen noch Ueberreste von Hirse und Gerste sind. Es sind die ersten Gefäße, die aus Ton geformt und im Feuer gebrannt wurden. Auch das Schmuckbedürfnis war schon vorhanden. In der schlichten Schnurverzierung der Krüge und Gefäße tut es sich kund. Seßhaft und voller Vorsorge war schon dieses Menschengeschlecht, durchaus nicht ohne ein gewiße Kultur, das bezeugen alle die Dinge, die der Museumsraum birgt.

Die Bronzezeit.

Aus der handwerklichen Töpferkunst lernte der Mensch die Kunst der Bronzeschmelzung, denn die ersten Stücke wurden gegossen, nicht geschmiedet. Davon zeugen die Funde aus den germanischen Grabhügeln, aus Unteröwisheim und Huttenheim: Werkzeuge, Schmuck und Waffen. In die Metallschmiedekunst hinüber führen uns Schmuckstücke, Ringe, Waffen aus der

alemannisch-fränkischen Zeit.

Sie zeigen die weitere Entwicklung unserer Vorfahren und das Weiterschreiten der Kultur. Bewundernd steht man vor einer Mantelschließe, einer wunderschönen Arbeit: vier gewundene Pferdeköpfe bilden die Form eines Hakenkreuzes. Sinnend schauen wir es an. Schildbuckel, Schwerter, Speere, all diese Dinge zeugen vom kämpferischen Geist der Männer. Die Bernstein- und Tonperlen, Spangen und hübschen Metallsicherheitsnadeln aber dienten den damaligen Frauen als schmückende Beigabe für ihre Kleidung. Fäden spinnen sich vom ehemaligen zum heutigen Geschlecht. Ueber ein Jahrtausend ist vergangen, die Eigenschaften der Menschen blieben im Grunde die gleichen. Von stattlichem Wuchse war das einstige Geschlecht, das sieht man an dem Skelett des alemannischen Kriegers (aus einem Reihengrab bei Untergrombach); ein schöner, kraftvoller Mensch muß es gewesen sein, der für seine Heimat kämpfte und sein Leben dahingab.

Nur weil all diese Funde im Boden, in der mütterlich-schützenden Erde lagen, überdauerten sie die alles zerstörenden Wander- und Kriegszeiten. So haben sich auch aus der früheren Zeit, als

die Römer

sich bei uns breit machten, zahlreiches Baumaterial aller Art, Amphoren, Gebrauchsgegenstände, Luxuswaren aus römischen Bauten bei Obergrombach, Ubstadt, Stettfeld erhalten. Ganz Weniges nur finden wir oberhalb der Erde, auf dem Erdboden, und dieses stammt aus einem weit späteren Abschnitt, aus dem

17. bis 19. Jahrhundert,

als die handwerkliche Kunst auch in unserer Gegend zu hoher Blüte gelangt war. Die blitzenden Zinngefäße, Teile eines im 30jährigen Kriege vergrabenen Zinnschatzes, betrachtet man und gedenkt man der Not und Verzweiflung der einstigen Besitzer, die ihr Bestes vor dem plündernden Feinde retten wollten. Die schwere Zeit steigt herauf, als die Orte des Kraichgaus verwüstet und gebrandschatzt wurden und so mancher außer seinem Gut auch sein Leben lassen mußte.

Wie ganz anders reden dagegen die Fayencen, Steingut aus Mosbach und Durlach zu uns. Wunderhübsch und handlich diese Weinkrüglein, Teller und Gefäße, meistens in blau und gelb gehalten (Farben, die im Anfang auch die Karlsruher Manufaktur stark bevorzugte) mit ihren oft kindlichen Sprüchen. In ihnen ist das innige Empfinden, auch wohl die Derbheit und Natürlichkeit des damaligen Menschenschlages zu spüren. So sagt ein Tellerlein: „Alles, alles paaret sich, ich allein bleib überig" und ein Durlacher Hochzeitskrüglein mahnt: „In Lieb' und Freud' lebt allezeit." Liest man aber den Spruch: „Wenn ich des Abends komm nach Haus, so trink ich gern dies Krüglein aus", dann kann man sich Menschen vorstellen, zufrieden und bescheiden, in einer Häuslichkeit, die gerade auch beim kleinen Mann eine gewisse Behaglichkeit atmete.

Kostbare Stickereien, Taufgarnituren, auf die weiße Klosterfrauenhände erhabene Rosen zauberten, Perlentaschen und Stammbücher mit sentimentalen Versen aus der Zeit der Gefühlsseligkeit liegen unter Glas. Daneben eine Perlmuttbrosche mit dem gemalten Bild der Kaiserin Maria Theresia zu Pferd, ein Geschenk der Kaiserin an ein hiesiges Patriziergeschlecht. Aus Räumen mit herrlich gearbeiteten Barockmöbeln, aus dem prunkvollen Kardinalshut, weht uns ein Hauch jener Zeit entgegen, die dem armen, in Schutt und Asche liegenden Bruchsal neuen Glanz verliehen, der seine Strahlen noch in unsere Tage wirft. Es ist die Zeit der Erbauung unseres Schlosses, als Geist und Hand zusammenwirkten in der Erreichung eines Zieles. Lebendiges Zeugnis für die hohe Kunst des

Rokoko

gibt die Inneneinrichtung der oberen Räume des Bruchsaler Schlosses mit ihren köstlichen Stukkaturen, Malereien, Wandteppichen, Prunkschränken usw., die nirgends ihresgleichen haben. Wir treten in einen Raum, der uns die Zeit der Bürgerwehren vor Augen führt, als der Bürger Selbstschutz üben mußte. Hier sehen wir, wie aus dem alten Stadtdragoner der schwarze und dann der gelbe Dragoner wurde. Dieser liebe, alte, unvergessene. Im

Dragonerzimmer

steht er wieder vor uns. Ueber hundert Jahre belebten die Dragoner das Bruchsaler Straßenbild, ritten unter Trompetengeschmetter daher und stelzten krummbeinig durch die Gassen, die alten, lieben Krummstiebeln!

In diesem Saal mit seinen Helmen, Säbeln, Uniformstücken, Schilderhäusern, tritt uns die Zeit der Höchstleistung des deutschen Volkes in Front und Heimat, die Zeit zwischen 1870 und 1918 entgegen.

Die Entwicklung der Technik

auf unserem Heimatboden ist in den alten Fahrradmodellen erhalten, in der Erfindung des Karlsruher Forstmeisters Drais. Von unserer Heimat aus hat die „Draisine", das Fahrrad, den Siegeszug über die ganze Welt angetreten. Die ältesten „Velozipede" stehen in natura vor uns. Auf dem Bild des ersten Radfahrervereins, das die Wand schmückt, sind die Fahrradkonstruktionen fast sämtlicher Fahrradmodelle vertreten, aus denen heraus sich das heute übliche Modell des Fahrrads entwickelt hat.

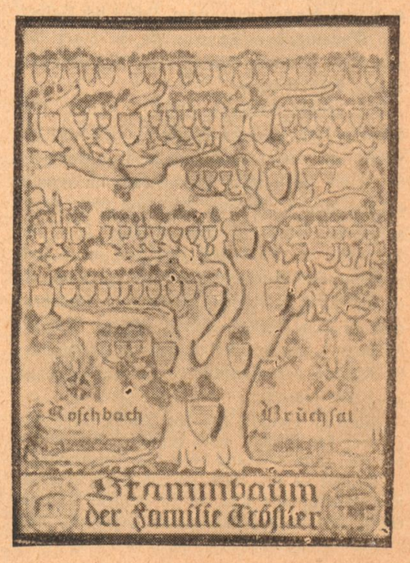
Das Kriegsmuseum

mit seinen Erinnerungen an schwerste Jahre, an Tod und Not, durcheilen wir. Unfaßlich erscheint es uns, daß man jedes Stückchen Brot, jedes Bröckchen Fett und Fleisch nur mit Karten bekommen konnte, und daß man stundenlang Schlange stehen mußte, um das Allernötigste zum Leben heimtragen zu können. Wir kommen in ein leeres Zimmer. Hier soll eine Bauernstube eingerichtet werden, in der man alles zusammentragen will, was die bäuerliche Kultur betrifft. Wir wohnen in einem echten Bauernland, dem Kraichgau, und müssen deshalb auch um die Lebensgewohnheiten des Bauern wissen.

*

Wir haben begonnen mit der ältesten Menschheitsgeschichte und beschließen unseren Gang durch die Jahrhunderte mit der Abteilung

Stammbaum- und Familienkunde,

die einen jeden von uns wieder zurückführt zu den Wurzeln, aus denen er wuchs. Ein einzelner Stammbaum, wie derjenige der heimischen Familie Bopp, läßt uns erkennen, daß eine deutsche Sippe in jeder Generation im Stande des Bauern, Arbeiters, Bürgers und Gelehrten ihre Vertreter hat. Damit wird uns klar und deutlich bewiesen, daß es ein Unding ist und von großer Unkenntnis zeugt, wenn man deutsche Sippen klassenkämpferisch spalten will. Unverrückbar steht fest, daß die Sippen im ständischen Aufbau eine Volks-, Kampf- und Schicksalsgemeinschaft bilden.

Hanspeter Moll.